

Das entgrenzte Leben – zwischen Deadline und Borderline

Christian Geyer

Der Fluch ist die Unendlichkeit. Zwar arbeiten sich Philosophen und Theologen an der »Endlichkeit des Lebens« ab. Aber wir werden nicht von der Endlichkeit, sondern von der Unendlichkeit drangsaliert. Was uns zu schaffen macht, ist nicht die Rede von der Alternativlosigkeit irgendwelcher Verhältnisse, sondern das Wissen darum, dass es im Gegenteil stets eine Alternative gibt. »Du kannst auch anders!«, »Ändere dein Leben!«, »Wähle, wer du sein willst!« – solche Suggestionen sind allgegenwärtig, befeuert von den Anreizen der Echtzeit-Kultur. Sie reden uns ein großes Ungenügen ein. Sie setzen Lebensfülle mit der Vielzahl der Optionen gleich, die man sich zu sichern hätte – und achten die begrenzte Lebensform gering, in der man gerade steckt. Dieser blauäugige Optionismus hat ein psychisches Ungetüm hervorgebracht: den entgrenzten Menschen, der beständig außer sich ist, getrieben von dem, was auch anders möglich wäre. Es ist die virtuelle Unendlichkeit potentieller Gegenwarten, die ihn fordert und tendenziell überfordert. Vergeblich hofft er, sein Spaten könne auf Felsen stoßen. Hinter tausend Möglichkeiten nichts Notwendiges.

Der entgrenzte Mensch sieht doppelt, dreifach, vielfach. Neben der Wohnung, in der er zu Hause ist, sieht er zwei, drei, viele andere Wohnungen, in denen er auch hätte zu Hause sein können. Er ist in Möglichkeitswohnungen zu Hause. Neben der Person, mit der er sein Leben teilt, sieht er zwei, drei, viele andere Personen, mit denen er sein Leben auch hätte teilen können. Er teilt sein Leben mit Möglichkeitspartnern. Neben der eigenen Biographie sieht er zwei, drei, viele andere Leben, die er auch hätte leben können. Wie ein Mietnomade zieht er durch die imaginierten Lebensvarianten, die doch nie seine eigenen werden.

Günther Anders erinnert sich im Rückblick auf seine unmögliche Philosophenehe mit Hannah Arendt: »Gewonnen habe ich Hannah auf dem Ball mit der im Tanzen gemachten Bemerkung, dass Lieben derjenige Akt sei, durch den man etwas Aposteriorisches: den zufällig getroffenen Anderen, in ein Apriori des eigenen Lebens verwandle. – Bestätigt hat sich diese schöne Formel freilich nicht.«¹ Genau dies scheint in aposteriorischen Zeiten, in denen alles Unbedingte in seinen Bedingtheiten durchschaut ist, nicht gelingen zu wollen: aus tausend Zufällen ein Apriori herauszubilden, eine Einzigartigkeit zu gewinnen, die dem Ansturm der Möglichkeiten standhält und sich

1 Das Apriori-Zitat ist faksimiliert in Günther Anders: »Die Kirschenschlacht. Dialoge mit Hannah Arendt«. Verlag C.H. Beck, München 2011, S. 5.

nicht gleich wieder als funktionales Äquivalent für etwas anderes darstellen lässt.

Deshalb, weil ihm – egal bei welchem Thema – eine Apriori-Vorstellung abgeht, ist der entgrenzte Mensch in Gedanken und Gefühlen immer schon woanders. Er ist auf die Austauschbarkeit seiner Erfahrungen festgelegt. Mit den Lebensinhalten, die ihn beschäftigen, kann er sich nicht verbinden. Er bestimmt sich nicht durch sie. Immer geht da noch was. Von allem, was ihm wichtig ist, kann er zugleich auch die Belanglosigkeit empfinden. Die Grenzen, innerhalb derer er lebt, sind nicht beliebig, keineswegs, aber **unglücklicherweise** eben auch nicht notwendig. Sie sind kontingent, das heißt, sie könnten auch anders verlaufen oder gar nicht existieren. Sie bleiben eine Möglichkeit unter vielen und damit in all ihrer Bestimmtheit seltsam unbestimmt.

»Wer zu Notwendigkeiten im Verhältnis steht, kann ein gelungenes Leben führen«, schreibt Sven Hillenkamp in seiner Apokalypse vom »Ende der Liebe«. »Wer dagegen zu Möglichkeiten im Verhältnis steht, bleibt unerfüllt. Möglichkeiten müssen das Gegebene definitionsgemäß überschreiten. Sie sind stets das, was die Menschen noch nicht sind, nicht haben. Sie sind Unendlichkeit.«²

2 Sven Hillenkamp: »Das Ende der Liebe. Gefühle im Zeitalter unendlicher Freiheit«. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2012, S. 52.

Das ist der thematische Ort, an dem der frühe, in diesem Buch wieder veröffentlichte Fristenaufsatz von Niklas Luhmann steht: »Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten«. ³ Wenn der Autor darin höchst anschaulich die gesteigerte Fristenabhängigkeit des spätmodernen Lebens beschreibt, reiht er sich nicht, wie man fürchten könnte, in die Schar der Beschleunigungskritiker ⁴ ein. Ihm geht es nicht um die Entdeckung der Langsamkeit, sondern um Kontingenzbewältigung im Modus der Zeitbindung. Die Zeit selbst kann zwar nicht gebunden werden, aber sie kann binden, indem sie Einschnitte markiert,

3 Zitiert wird nach der Fassung des Fristen-Aufsatzes von Niklas Luhmann in diesem Band; in Buchform erschien er zuerst in dem Sammelband »Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung«. Westdeutscher Verlag, Opladen 1971, S. xx–xx.

4 Beschleunigung ist für Zeitdiagnostiker inzwischen eine Art Passepartout für alle Übel in der Welt. Fundamental ist dabei der Glaubenssatz: Weil alles immer schneller wird, kommt es zu psychischen Entgrenzungen – als seien die seelischen Vorgänge ein direktes Abbild der sozialen Verhältnisse. Ignoriert wird der Spielraum für die innere Verarbeitung der äußeren Realität. Tatsächlich gibt es derzeit kaum ein menschliches Elend, das nicht irgendwie mit der gesellschaftlichen Beschleunigung in Verbindung gebracht wird. Hierzulande ist es namentlich der Soziologe Hartmut Rosa, der Beschleunigung zur zeitdiagnostischen Weltformel ausbaut. Wie die Beschleunigung als Superdiagnose versagt, so erweist sich Entschleunigung als Heilsversprechen einer alles zusammenrührenden Kulturkritik. Das festzustellen ist kein Freischein für ungerechte Strukturen in der Arbeitswelt, für ausbeuterische Jobs und Mobbing als Mittel der Kostendämpfung. Aber man greift zu kurz, wenn man diese in ihrer Destruktivität vielschichtigen Tendenzen alle über den Kamm der Beschleunigung schlägt. Vgl. dazu zuletzt Hartmut Rosa: »Beschleunigung und Entfremdung: Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit«. Suhrkamp Verlag, Berlin 2013.

Ereignissen Strukturwert gibt, Unendlichkeit in Endlichkeit transformiert. Fristen sind Strukturen der Ordnung, sie begrenzen den Raum des Möglichen, im Befristeten lässt sich, so die Erwartung, ein Verhältnis zu Notwendigkeiten herstellen. Unter dem Druck der Deadline entscheidet sich die philosophische Urfrage, warum überhaupt etwas ist und nicht etwa nichts. »Terminierung«, so Luhmann, »stellt einem Thema gleichsam künstlich die Frage Sein oder Nichtsein. Andere Angelegenheiten können aufgeschoben und immer noch bearbeitet werden. Befristete Arbeiten müssen dagegen durchgeführt werden – oder sie verlieren ihren Sinn.«⁵ Warum also ist das Befristete vordringlich? Weil es den freien Fall in ein Sein ohne Zeit stoppt, weil es uns aus der Weltlosigkeit möglicher Welten herausreißt, weil es ein erlösendes »Bis hierhin und nicht weiter« spricht. Dass die Frist auch Aufschub verträgt, dass hinter jeder letzten Frist eine allerletzte Frist steht, gehört zur Ironie des Fristenwesens, ändert aber nichts an seiner begrenzenden Kraft. Alles Reden läuft ins Leere, sobald die Dinge fällig sind.⁶

5 Luhmann: »Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten«, in diesem Band S. ###.

6 Überdies ist ein säumiger Fristpartner stets unwillkommen, von ihm wird ein Säumniszuschlag verlangt. Daran erinnert Harald Weinrich in seinem Grundlagenwerk »Knappe Zeit. Kunst und Ökonomie des befristeten Lebens«, Verlag C.H. Beck, München 2008, S. 174.

Ohne Fristen ist alles nichts

Luhmann rollt den Schöpfungsmythos als Szenario des Timing neu auf und setzt ihn damit explizit in ein Verhältnis zur Kontingenz. Dieser Faden lässt sich fristentheoretisch als theologische Spekulation weiter ausspinnen. Womöglich stand ja auch der Gott der Genesis unter Zeitdruck, die Welt in sechs Tagen erschaffen zu sollen. Vielleicht wollte er einfach fertig werden und setzte der Schöpfung deshalb noch zügig die Krone auf. Ohne die Deadline des sechsten Tages wäre der Mensch demnach gar nicht zur Existenz gelangt, eine ewige Möglichkeit geblieben. Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, äußert in Robert Musils gleichnamigem Roman den Gedanken, »dass wahrscheinlich auch Gott von seiner Welt am liebsten im *Conjunctivus potentialis* spreche, denn Gott macht die Welt und denkt dabei, es könnte ebensogut anders sein«.⁷

Wenn nicht ein zwingender Schöpfungswille, sondern Terminierung über Sein oder Nichtsein entscheidet, dann ist das Primat der Fristsache ein ontologischer. Doch, so fragt Luhmann, geht es noch mit rechten Dingen zu, wenn etwas so Zufälliges (»künstlich«) wie ein Termindruck die Gestalt meiner

7 Robert Musil: »Der Mann ohne Eigenschaften«, Bd. 1 und 2., Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1996, S. 19. Eine vergleichende Analyse des Kontingenzbegriffs bei Luhmann und Musil nimmt Ingrid Berger vor: »Musil mit Luhmann. Kontingenz – Roman – System«, Wilhelm Fink Verlag, München 2004

Gefühle, Gedanken und Handlungen bestimmt – welche offenbar ganz anders ausfallen würden, wenn mehr Zeit wäre? Bis in die intimen Lebensvollzüge hinein sehen wir uns auf temporale Taktungen verwiesen, ein Umstand, welcher aus der Freiheit eine pompöse Vokabel zu machen scheint. Sind am Ende alle Regelungen, die **ich** selbstbestimmt zu treffen meine, von außen auferlegte Fristenregelungen?

Luhmann legt diese Lesart nahe. Dem Motiv der versäumten Frist, das die Dinge ins Nichts zurück-sinken lässt, steht das Erhaltungsprinzip des richtigen Zeitpunkts gegenüber. »Die Denkform des richtigen Zeitpunktes (*kairós*) hat in der alteuropäischen Theorie der Politik, aber auch immer dort, wo von *prudencia* die Rede war, eine erhebliche Rolle gespielt«, erläutert Luhmann in der »Soziologie des Risikos«. »Ihre Vorgeschichte lag in altorientalischen Divinationslehren. Eine kosmologische (vor allem: astrologische) Absicherung gehört mit in das Syndrom. Der richtige Zeitpunkt war einerseits der Intuition überlassen, aber auch Ermittlungsziel einer rationalen Entscheidungspraxis. Weder zu früh noch zu spät, jetzt oder nie – nach diesem Denkmuster suchte man in Risikolagen zurechtzukommen.«⁸ Der Kairos ist heute besser bekannt unter dem produktionstechnischen Namen *just-in-time*. Wer zu spät kommt (oder zu

8 Luhmann: »Soziologie des Risikos«. Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2003, S. 160 f.

früh), erlebt ein Fiasko. Umgekehrt ist Punktgenauigkeit der Modus, um die Dinge im Sein zu erhalten. Im Termindruck, in der Vordringlichkeit des Befristeten, ist die Frage von Werden und Vergehen der Welt aufgeworfen. Alles kommt darauf an, nicht aus dem Takt zu geraten, im Rhythmus zu bleiben.

In der Rhythmik des Befristeten lässt sich dem dionysischen Potential der elementaren Zeit entkommen. Konturen zeichnen sich erst ab, »wenn es gelingt, nicht mehr allein von vielfältigen inneren und äußeren Reizen getrieben zu werden, sondern vielmehr diesen Reizen gegenüber ein Maß zu wahren und ihnen einen eigenen Rhythmus aufzuprägen«. ⁹ Rhythmik prägt die Zeiterfahrung vom Schöpfungsmythos bis zur Chronobiologie, »einer Wissenschaft, die biologischen Rhythmen bei allen denkbaren Organismen nachspürt und sich damit beschäftigt, was geschieht, wenn diese Rhythmik außer Kraft gesetzt wird«. ¹⁰ Auf diese Weise wird versucht, natürliche von künstlichen Fristen zu unterscheiden und so etwas wie einen befristeten Begriff von Notwendigkeit zu gewinnen. »Was passiert, wenn man Pflanzen in lichtdichte Schränke sperrt oder Menschen schon zu Lebzeiten unter die Erde bringt – in natürliche Höhlen, wie im

⁹ So im Blick auf Nietzsches Konzept der »zweiten Natur« Friederike Felicitas Günther: »Rhythmus beim frühen Nietzsche«, Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2008, S. 175.

¹⁰ Zur chronobiologischen Unterscheidung von natürlichen und künstlichen Fristen Stefan Rieger: »Multitasking«, Suhrkamp Verlag, Berlin 2012, S. 78.